

Patricia Schröder

Beste Freundin, blöde Kuh!



Arena

Joey und Daniel. Sie brauchen den ganzen Bürgersteig, weil sie jede Menge Platz zwischen sich lassen. Genau so wie in der Schule. Pah, so etwas Blödes! Und ich habe gedacht, sie gingen immer eng umschlungen oder wenigstens Hand in Hand. Ich beschließe, sie ein wenig zu belauschen, und schleiche mich so nah wie möglich an sie heran. Aber nichts. Sie schweigen. Laufen nebeneinanderher und haben nichts zu quatschen. Na, das muss ja wirklich toll sein, wenn man verliebt ist. Und dafür hat Joey mich einfach so eingetauscht. Vor Wut fange ich an zu schnaufen wie ein Rhinoceros. Und schon dreht sie sich um. »Du? Spionierst du mir etwa hinterher?« Sie kneift die Augen so schmal zusammen, dass sie mit ihren langen Wimpern aussehen wie Tausendfüßler. »Da wüsste ich aber was Besseres«, schnippe ich zurück. »Ach ja!? Was denn zum Beispiel?« »Tu bloß nicht so, als wenn es dich interessiert.« Joey zieht abfällig ihre Mundwinkel nach unten. »Na, das muss ja wirklich was ganz Tolles sein.« Ich werfe meinen Kopf in den Nacken, sodass mir meine langen Haare ins Gesicht fliegen. »Jedenfalls mindestens so toll wie das, was du jetzt immer so zu tun hast.« »Ach ja!?« Joey, du wiederholst dich, denke ich. Sie reckt dafür ihr Kinn ein wenig höher, macht einen Schritt auf Daniel zu und fasst ihn an der Hand, woraufhin er so rot wird wie eine überreife Tomate. »Wieso kommst du nicht einfach mal wieder vorbei?«, sagt sie dann. Ihre Stimme klingt dabei so cremig süß, wie sie sich immer anhört, wenn sie ihren Vater Klaus um etwas mehr Taschengeld anbettelt. Du willst also nur wissen, was ich für ein Geheimnis habe, denke ich und mein Herz macht einen schmerzhaften Salto.

»Na gut. Wann?« »Übermorgen Nachmittag.« »Ne, da kann ich nicht.« Da ist nämlich wieder Fußballtraining, aber dann fällt mir ein, dass ich da ja gar nicht mehr hinwollte. Doch das braucht Joey schließlich nicht zu wissen. »Dann eben Freitag«, schlägt sie vor. Da habe ich doch diese dämliche Geburtstagsfeier von der alten Krähe. Und obwohl ich auch dort nicht hingehen werde, fängt es an, mir Spaß zu machen und Joey hinzuhalten. »Na, dann eben nicht«, sagt sie patzig, legt zögernd ihren Arm um Daniels Hüfte und geht ohne ein weiteres Wort mit ihm weiter. Ich habe das Gefühl, dass er damit noch weniger gerechnet hat als mit dem plötzlichen Händchenhalten. Und während ich ihnen hinterherschauere, frage ich mich, welche Farbe sein Gesicht jetzt wohl angenommen hat. Unser Angeber mit den einundzwanzig Supergängen. Ha! Keinen Ton hat er herausgebracht und ich überlege, ob das wohl wirklich etwas mit Verliebtsein zu tun hat, was die beiden da vorführen. Und gleichzeitig ärgere ich mich grün gestreift, dass ich eine so gut begonnene Sache so erstklassig vermässelt habe.



Die Idee, die Fußballschuhe wieder in den Laden zurückzuschmuggeln, als ich zusammen mit meiner Mutter in die Stadt gehe, ist genauso wenig genial. Zwar trage ich sie unauffällig in meinem Rucksack verstaut auf dem Rücken, aber gerade das scheint Mama besonders misstrauisch zu machen. Während wir durch die Straßen marschieren, spüre ich, dass sie meinen Rucksack nicht aus den Augen lässt. Und als wir dann vor dem »New Yorkers« in einem Kleiderständer herumsuchen, legt sie plötzlich ihre Hand darauf.

»Sag mal, das ist doch nicht dein Schulrucksack?« Ich tippe mir an die Stirn. »Natürlich nicht.« »Und was schleppst du dann da mit dir rum?«, fragt sie beinahe empört. Denn es ist ja wohl so klar wie Krautbrühe ohne Kraut, dass ich nichts mitschleppen muss, wenn ich mit Mama zusammen in die Stadt gehe, um Klamotten zu kaufen. Schließlich habe ich das bisher noch nie gemacht. »Nichts«, sage ich. »Na, für ein Nichts ist das aber ganz schön hart.« Zum Glück fällt mir was ein. »Es ist eine Bombe, Mama«, flüstere ich und sehe sie verschwörerisch an. »Die will ich nämlich gleich da vorne in diesen blöden Pelzmantelladen schmeißen.« Zuerst guckt sie mich ganz entsetzt an. Dann lacht sie los. »Ich bin dir wohl zu neugierig, was?« »Ja.« »Okay«, seufzt sie und murmelt noch etwas vor sich hin, was sich anhört wie »Na, dann ist das jetzt wohl so«. Schweigend schieben wir ein paar Hosen auf ihren Bü

geln hin und her, und gerade als ich mich dazu entschieden habe, eine grüne Jeans anzuprobieren, hält sie mir eine pinkfarbene Blumenschlaghose unter die Nase. »Guck mal, wie findest du denn die?« »Willst du dich jetzt rächen?«, frage ich. Sie zieht erstaunt ihre Augenbrauen hoch. »Wieso? Die ist doch nett, oder?« »Sie sieht aus wie eine Wohnzimmertapete aus den Siebzigern.« Mama hält sie hoch in die Luft und lässt eines der Hosenbeine durch ihre Finger gleiten. »Aber so was trägt man doch jetzt.« Das stimmt. »Und was soll ich dazu anziehen?« Sie pikst mit ihrem Zeigefinger kleine Löcher in Richtung Ausgangsluft. »Da vorne gab's doch so lange Sweatshirts.« Okay, gebongt. Ich suche mir ein Schwarzes heraus, renne mit allem in die nächste Umkleidekabine und behalte zum Schluss die grüne Jeans gleich an. »Dann brauchst du aber noch eine. Grün passt doch zu nichts.« Ich nicke. »Genau wie die Tapetenhose.« Ich gucke die Drehständer mit den Hosen noch einmal durch und ziehe schließlich eine ganz normale Levis heraus, die Mama allerdings viel zu teuer findet. Ich aber nicht, weil sie nämlich bei knapp fünfzig Euro extrem heruntergesetzt ist. »Dann verzichte ich eben auf die Tapetenhose«, sage ich und meine Mutter gibt sich geschlagen.

»Ich durfte früher nie solche verrückten Sachen anziehen«, sagt sie. »Das soll bei dir jetzt nicht auch so sein.« Manchmal ist Mama wirklich unlogisch. Aber egal, wenn ich auf diese Weise die Levis bekomme! Ich grinse und verschwinde noch einmal in der Umkleidekabine. Als ich wieder herauskomme, hat sie noch einen blauen Pulli und ein paar T-Shirts hervorgekramt und an der Kasse liegt ein unübersichtlicher Haufen aus Hosen, Pullovern, Röcken und Kleidern. Ich tippe mir geräuschvoll an die Stirn. »Wenn du denkst, dass ich so was anziehe . . .« »Ist für mich«, erwidert sie ruhig und ich frage mich erstens, ob wir im Lotto gewonnen haben, und zweitens, wann sie das denn wohl alles anprobiert hat.



»Jetzt habe ich aber Hunger«, sagt meine Mutter, als wir in Richtung Hauptbahnhof schlendern. Wir zwängen uns in die Mühlenpassage und Mama braucht mit ihren fünfundachtzig Tüten die halbe Breite, sodass kaum einer an uns vorbeikann. Unter meinem Protest und den missachtenden Blicken der restlichen Gäste essen wir im

Mühlenrestaurant einen grenzenlos überkauften Regenwurm im Löwenzahnmantel und dann schlägt meine Mutter vor: »Vielleicht noch ein Paar neue Schuhe?« Wie gut, dass der amerikanische Fitnessladen ganz in der Nähe ist, denke ich, bedanke mich bei meinem Schicksal und verschwinde nach einem kleinen Sprint durch dessen Eingangstür. Ich mache ein paar Sätze die Treppe hinunter und haste durch die Regalreihen, obwohl ich mir ausrechnen kann, dass es noch einige Zeit dauern kann, bis mich Mama mit ihren Tüten erreicht. Endlich finde ich die Stelle, an die die Turnschuhe gehören, lasse mich auf einem der türkisfarbenen Lederhocker nieder, öffne meinen Rucksack und ziehe die Fußballschuhe heraus. »Das ist doch wohl nicht dein Ernst.« Mein Herz bleibt stehen, ich höre auf zu atmen, und als ich in das grinsende Gesicht eines pomadenhaarigen Verkäufers blicke, wünsche ich mir, dass ich einfach so an dieser Stelle sterben könnte. Zumindest für eine gewisse Zeit. Dabei müsste er doch eigentlich gesehen haben, dass ich die Schuhe nicht in den Rucksack getan, sondern aus ihm herausgeholt habe. »Wieso? Ich wollte sie doch nur . . .«, versuche ich ihm das Ganze zu erklären, aber ich kriege den Satz nicht zu Ende, weil meine Mutter um das Regalende herumgeschossen kommt, während sie gleichzeitig mit ihren Tüten einen Ständer mit Aerobictops umschmeißt. »Da bist du ja!« »Ist das etwa Ihre Tochter?«, fragt der Verkäufer. Er sieht zwischen den Fußballschuhen und dem umgestürzten Ständer hin und her und kann sich offensichtlich nicht entscheiden, worüber er sich mehr ärgern soll.

»Wieso etwa? Wie meinen Sie das denn?« Meine Mutter sieht ihn scharf an und er entschuldigt sich mit ein paar zusammengestotterten, schleimtriefenden Wörtern. Mama beachtet ihn nicht weiter und beschäftigt sich dafür umso eingehender mit den Sportschuhen in meinen Händen. »Die hast du dir also ausgesucht?« Sie seufzt. »Na, das ging ja schnell. Ich hatte allerdings eher an richtige Schuhe gedacht.« Sie schaut mich mit gerunzelter Stirn und leicht verzweifelmtem Blick an. »Hast du sie denn überhaupt schon anprobiert?« »Sie passen toll«, sage ich und schlüpfte hinein. Ich gehe ein paar Schritte auf und ab und bete dabei im Stillen vor mich hin, dass ich so schnell wie möglich hier wieder rauskomme. »Also gut«, sagt meine Mutter nach einer halben Ewigkeit. »Ich verstehe zwar nicht viel davon, aber die scheinen mir eher zum Fußballspielen geeignet zu sein.« »Das trägt man jetzt eben so«, murmele ich. »Kommt ganz frisch aus Amerika.« Und frage mich, ob ich wohl jemals wieder aus der Schwindecke herausfinden werde. Der Verkäufer fragt: »Wollen Sie sie gleich anbehalten?« Und wartet eine Antwort gar nicht erst ab, sondern greift mit einem angewiderten Zucken um die Mundwinkel nach meinen Stoffturnern und schreitet vor uns her die Treppe nach oben und der Kasse entgegen. Während meine Mutter die neununddreißig Euro hinblättert, nimmt er mich am Arm, zieht mich mit in die nächste Ecke und zischt: »Kannst du mir jetzt endlich mal erklären, was das sollte?« Ich zaubere eine Unschuldsmiene auf mein Gesicht und lächele ihn an, während sich unter seinen Augen rote Wutstriche bilden. »Sei froh, dass deine Mutter da war und die Schuhe bezahlt hat, sonst wäre das für dich hier ganz anders ausgegangen.« Nun wird er im ganzen Gesicht mohnrot und rät mir eindringlich, mich in diesem Laden nie wieder sehen zu lassen. Worauf er sich garantiert verlassen kann!



Zum Training gehe ich trotzdem nicht, obwohl mir die Schuhe jetzt richtig gehören. Und zu Joey auch nicht. Ich bleibe daheim und übe zur Abwechslung für die Englischarbeit. Mr Quentin ist der netteste Lehrer, den wir haben, und deshalb strengte ich mich für ihn ganz gerne mal ein bisschen an. Mama wundert sich allerdings ziemlich lautstark darüber, dass ich meine neuen amerikanischen Modeschuhe überhaupt nicht anziehe. »Sie drücken noch etwas. Ich muss sie erst einlaufen.« Was zwar nicht gelogen, aber eben auch nicht der wirkliche Grund dafür ist. Am späten Nachmittag stürmt sie wieder einmal, natürlich ohne sich vorher durch Klopfgeräusche bemerkbar zu machen, in mein Zimmer. »Besuch für dich.« Du liebe Güte, wer soll das denn sein? Ich reiße mich von meiner Grammatikübung los und schaue hoch. Saskia! Mit blitzwütenden Augen. »Wo warst du denn heute?«, faucht sie mich an, kaum dass meine Mutter die Tür wieder hinter sich geschlossen hat. »Wieso?« »Jetzt hast du dir extra neue Sportschuhe geholt und genau dann kommst du nicht mehr.« Ha, ich möchte bloß wissen, warum sie sich eigentlich wegen mir so ins Zeug legt. »Ihr seid doch auch ohne mich komplett, wenn Amelie wieder da ist«, sage ich. »Was soll es also? Und Herr Diebutz hat schließlich selbst gemeint . . .« »Vergiss den Diebutz«, fährt Saskia dazwischen. »Warum machst du nicht einfach mit, ohne dauernd darüber nachzudenken?« Weil es tausend Gründe dagegen gibt. Doch eher würde ich eine Pfanne voller gebratener Blindschleichen verschlingen, als ausgerechnet ihr die aufzuzählen. Und überhaupt. Warum liegt ihr nur so viel daran, dass ich Fußball spiele? Ich glaube nämlich viel eher, dass sie einfach nur mit mir befreundet sein will. Aber das kann ich ihr natürlich nicht einfach über die Oberlippe reiben. Denn was sollte ich tun, wenn sie tatsächlich Ja sagt?



Am Freitagmittag nach der Schule ist der Krähengeburtstag so nah gerückt, dass ich vor lauter Unlust nur ein paar Ravioli durch meine eng geschnürte Halsöffnung in meinen Magen hinunterzwänge. »Wenn du länger kauft, hast du viel weniger Mühe damit«, belehrt mich mein Vater zum dreitausendeinhundertundzweiundfünfzigsten Mal. »Ich weiß«, wüрге ich hervor, während Mama mich mit einem zusammengekniffenen Auge mustert. »Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragt sie. »Irgendwelche Probleme? . . . Miriam, du weißt, du kannst . . .« » . . . über alles mit euch reden.« Ich weiß. Und mache es trotzdem nicht, weil es irgendwie doch nicht mehr geht. »Joana ist schon seit mindestens zwei Wochen nicht mehr hier gewesen«, sagt mein Vater und bäugt dabei die Füllung einer Ravioli von allen Seiten, bevor er sie in seinen Mund schiebt und im Zeitlupentempo zerkleinert. »Sie muss ziemlich viel lernen«, sage ich und starre auf meinen Teller. »Mehr als du?« Das kann Mama sich natürlich nicht vorstellen. Und es ist zugegebenermaßen keine besonders geniale Erklärung gewesen. Ich zucke mit den Schultern. »Oder hat sie einen Freund?« Ihre Pupillen fangen an, auf meiner Haut zu brennen. Und ich zucke noch einmal mit den

Schultern. »Du willst mir doch nicht ernsthaft auf die Nase binden, dass du nicht weißt, ob deine beste Freundin einen Freund hat?!« In meiner Vorstellung werde ich so klein, dass ich mich locker unter dem Teppichboden verkriechen könnte. »Eben«, sagt mein Vater, dessen Schnurrbart mittlerweile wieder zum Stillstand gekommen ist. »Und daraus schließe ich, sie haben sich verkracht.« Mama kommt zu mir herüber, quetscht sich mit auf meinen Stuhl und streicht mir den Nacken entlang. »Stimmt das?« Ich drücke sie zur Seite und springe hoch. »Lasst mich doch endlich in Ruhe!«



Eigentlich habe ich erwartet, dass sie sofort hinterherkommt und mich so lange belabert, bis sie das Gefühl hat, dass ich ihr auch wirklich alles erzählt habe. Und dass sie mich weiter befummeln und mit irgendwelchen schwachsinnigen Äußerungen trösten würde. So in der Art »Ich war auch mal so alt wie du, ich weiß, wie das ist, wenn man eine Freundin verliert«. Dabei ist sie niemals im Leben ich gewesen und hat auch niemals eine Freundin wie Joey gehabt. Irgendeine Freundin vielleicht, aber eben nicht Joey. Oder: »Du wirst noch so viele Menschen kennenlernen und andere Freunde finden.« Ja, so eine wie Saskia zum Beispiel, die könnte ich wahrscheinlich sogar noch mit einem Haufen Schlagsahne obendrauf bekommen. Aber Saskia ist nicht Joey. Diesen Unterschied muss Mama doch verstehen. Aber sie kommt ja nicht einmal, um mich zu trösten. Lässt mich einfach so völlig allein in meinem Bett liegen, obwohl sie doch genau weiß, dass ich, ihre einzige Tochter, gerade unendlich traurig bin. Dann gehe ich eben zu der alten Krähe, denke ich. Wenn Mama schon nicht für mich da ist, gehe ich eben zu der Frau, die mich gerettet hat, als ich in Not gewesen bin. Und ich gehe zu ihr, auch wenn ich sie nicht mag. Und wenn ich mich zwischen lauter alte Weiber hocken muss und so viel mehrstöckigen Sahnecremekuchen hinunterwürgen muss, bis mir schlecht ist. Doch dafür werden sie mich ausnahmslos alle bedauern. Und mir vielleicht sogar noch was zustecken und »Dann kauf dir wenigstens etwas Hübsches, meine Süße« sagen. Igitt, bist du eklig, Miri, sage ich mir, aber es tut trotzdem irgendwie gut.



Als ich dann aber so um kurz vor drei mit einer Schachtel Pralinen in meiner Hand vor dem schnörkeligen Eisentor des Altenheimes stehe, habe ich überhaupt keine Lust mehr auf Kaffeeklatsch und Sahnetorte. Und schon gar nicht auf diese Krähe mit ihren Troddelkleidern und der schiefen Nase im Gesicht. Fehlt eigentlich nur noch die dicke schwarze Warze darauf. Dieser Gedanke durchzuckt mich wie ein Blitzschlag. Natürlich! Sie erinnert mich an eine Hexe. Und mit ihrem komischen Namen ist sie das womöglich auch. Diana Krähenhorst. Na klar. Aber die gibt's doch gar nicht, sage ich leise zu mir und glotze auf die Schachtel. Ich habe die altmodischste ausgesucht, die es im Supermarkt